

Rainulf A. Stelzmann

Tradition und Postmoderne in den USA

Zum Werk von Anna Quindlen

Obwohl der Begriff der Postmoderne eine endlos gleitende zeitliche Bedeutung zu haben scheint, hat er sich in der Geistesgeschichte als eine Kategorie eingebürgert, die mit den oft zitierten Worten des irischen Dichters W. B. Yeats die Periode unserer Zeit bezeichnet, in der „die Mitte nicht mehr halten kann“. Worte, Begriffe und Gesetze, die lange Zeit galten, haben nun keine Bedeutung mehr in einer Welt, in der der Mensch nicht mehr nach einem bleibenden Sinn suchen will oder kann. Alles scheint zu zerfließen und sich aufzulösen: „Der Falke kann den Falkner nicht hören; / Die Dinge zerfallen.“

Doch muß auch der Mensch der Postmoderne erkennen, daß Grenzsituationen im Sinn von Karl Jaspers sein Leben bestimmen. Unglück, Krankheit und schließlich der Tod umgeben und bedrohen uns. Diese Bestimmungen haben in der Postmoderne besondere Formen angenommen, die in den Vereinigten Staaten in der Politik, den Massenmedien und der Literatur eine große Rolle spielen. Anna Quindlen hat in zahlreichen Zeitungsbeiträgen und bisher drei Romanen während der beiden letzten Jahrzehnte vom Standpunkt des aktiven Feminismus einen Einblick in diese Welt gegeben. Die Autorin hat nach dem Besuch katholischer Grund- und Oberschulen ihr Studium 1974 an dem berühmten Barnard College in New York abgeschlossen. Drei Jahre später hat sie eine Stelle als Journalistin und Redakteurin bei der New York Times angenommen, wo sie bald durch ihre persönlichen Beiträge bekannt wurde und 1992 den begehrten Pulitzerpreis erhielt. Ihre Romane sind in andere Sprachen übersetzt worden und erschienen lange Zeit auf der Bestsellerliste der erwähnten Zeitung. Die Dichterin ist verheiratet und hat drei Kinder.

Die Grundlagen

In „Object Lessons“¹, Quindlens erstem Roman, der offenbar auf ihren eigenen Erlebnissen beruht, folgen wir den Jugendjahren Maggie Scanlans, die in einer wohlhabenden Familie aufwächst. Im Umgang mit Menschen und Dingen und durch das Erleben sich dauernd ändernder Verhältnisse formen sich Denken, Fühlen, Bewußtsein und Gewissen des jungen Mädchens. John Scanlan, Maggies

Großvater, ist der allmächtig erscheinende Patriarch der Familie. Mit dem Ausstanzen von Hostien in einer gemieteten Garage hat er als Halbwüchsiger begonnen, eine Fabrik für religiöse Artikel aller Art aufzubauen, die nun sogar Zweigstellen auf den Philippinen hat. Meßgewänder, Kelche, Altartücher, Kerzen, Rosenkränze, Kruzifixe, Kommunionkleider, Taufgewänder – kurz alles, was man in der Kirche braucht, wird dort hergestellt. Alle Söhne Johns arbeiten in dieser Industrie außer Tommy, der Vater Maggies, der Verwalter einer Zementfabrik ist und sich immer wieder weigert, sich dem Vater beruflich zu unterstellen.

Maggie, die sehr intelligent ist, wird die bevorzugte Enkelin des Großvaters, der oft ihr religiöses Wissen prüft. Sie kennt den Katechismus von Baltimore auswendig, und seine Grundfrage klingt ihr immer im Ohr: „Warum hat Gott mich geschaffen? Gott hat mich geschaffen, Ihn zu kennen, Ihn zu lieben in dieser Welt und mit Ihm für immer selig zu sein in der künftigen“ (42).

Der Großvater widersetzt sich den von Papst Johannes XXIII. eingeführten Reformen. Er macht ihn dafür verantwortlich, daß „die römisch katholische Kirche zum Teufel geht“. Aber wohl zu Maggies Enttäuschung ist er gegen diesen Papst nicht, weil er seine Reformen für „gotteslästerlich“ hält, sondern weil „sie schlecht fürs Geschäft“ seien. Als John Scanlan nach einigen Jahren als Opfer eines Schlaganfalls auf dem Totenbett liegt, vertieft sich dieser Eindruck. Tommy hört von seinem Vater, daß er das Sterbesakrament abgelehnt hat, weil er nicht an „das ewige Leben“ glaube. Es sei alles „Scheiße“, und man könne nur „das Beste“ aus diesem Leben „machen“ (119, 122).

Maggie findet in dieser kritischen Lage einen gewissen religiösen Halt bei ihrer Tante Margaret, die sich dem Einfluß ihres Vaters durch Eintritt in ein Kloster entzogen hat. Aber es ist weniger religiöser Zuspruch und Gebet, als die liebende Aufmerksamkeit der Nonne, die Maggie tröstet. Mit Krankheit und Tod des Großvaters, dessen Geld und Macht das Familienleben prägte, zerfällt die alte Ordnung. Maggie erlebt, daß „die Regeln“, auf die sie vertraute, nicht unbedingt zu gelten scheinen, und sie fühlt sich bedroht, denn sie weiß: „Wenn man die Regeln bricht, verletzt man seine Mitmenschen“ (203). Drei Erlebnisse vertiefen diese Einsicht.

Zunächst gerät Debbie, Maggies beste Freundin seit dem Kindergarten, unter den Einfluß Bridgets, einer Klassenkameradin, die mit Recht einen schlechten Ruf hat. Wie Bridget möchte nun auch sie einen Freund haben und wird eifersüchtig, wenn Richard, den sie zu gewinnen sucht, sich für Maggie interessiert. Die Halbwüchsigen treffen sich abends in Neubauten in einer benachbarten Gegend. Der Hauptspaß besteht darin, die halbfertigen Gebäude anzuzünden, und als das nicht mehr aufregend genug ist, sie niederzubrennen. Der psychologische Druck der Gruppe zwingt auch Maggie gegen ihr besseres Wissen, ein Feuer zu legen. Glücklicherweise verursacht es nur geringen Schaden.

Maggie setzt sich nun von der Gruppe ab. Aber Richard und Debbie machen

weiter. Bei nächster Gelegenheit betrinken sie sich und zünden ein Haus an, das niederbrennt. Maggie, die von dem Brand angezogen wird, rettet die hilflos betrunkenen Freunde aus dem brennenden Neubau. Aber das Verhältnis zu Debbie ist vergiftet. Sie leugnet ihre eigene Schuld und setzt die Polizei auf die Fährte Maggies. Nur das Alibi der Mutter bewahrt diese vor Verhaftung und Besserungsanstalt. Das Leben hat ihr damit einen bitteren „Anschauungsunterricht“ gegeben, den sie nie vergessen wird.

Eine weitere Lehre bekommt sie von ihrer älteren Kusine Monica, die sehr anziehend ist und aller Voraussicht nach ein gutes und erfolgreiches Leben haben sollte. Aber es kommt ganz anders. Denn auch sie kann sich nicht an die Regeln halten, die Maggie so wichtig sind. Sie erwartet ein Kind von einem wenig versprechenden jungen Mann, den sie heiraten muß. Als Maggie der unglücklichen Braut ihre Sympathie ausdrückt, überschüttet Monica sie mit einer Flut der Desillusion und Verzweiflung:

„Du kannst es einfach nicht kapieren, Maria Goretti (Maggies offizieller Taufname nach der halb-wüchsigen italienischen Heiligen), so ist es nun mal. So ist das ganze Leben. Eine Scheißsituation nach der anderen, und dann mußt du sterben. ... Eine lausige Sache nach der anderen, und du kannst nur sagen ‚zum Teufel damit‘ und dann was Neues anfangen. Aber für dich kommt das nicht in Frage. Du marschierst herum mit deinem kleinen traurigen Gesicht und den kleinen traurigen Augen, ach hau doch ab. Es tut mir wirklich leid, in deinem Märchen gibt's nun mal kein glückliches Ende“ (243).

Doch lernt Maggie von ihrer eigenen Mutter Concetta, genannt Connie, die italienischer Abstammung ist, daß diese zynische und hoffnungslose Sicht dem Leben nicht gerecht wird: „Monica hat unrecht. Sie gehört zu den Leuten, die alles negativ sehen. ... Daß du heiraten mußt, weil du ein Kind erwartest, ist nicht so wichtig, als zu heiraten und das Kind zu haben.“ Connie sieht die Welt weder als gut noch als schlecht: „Die Dinge sind wie sie sind.“ Ihr Verhalten zu den „Regeln“ ist die dritte „Anschauungsstunde“, die Maggie auf das Leben vorbereitet.

Die irischen Verwandten ihres Mannes behandeln Connie immer wie eine Fremde, die eigentlich nicht in die Familie paßt. Connie leidet unter diesem Vorurteil und findet schließlich Erleichterung ihrer Einsamkeit, als sie Joey Martinelli trifft, der als Werkmeister auf den Baustätten in der Nachbarschaft arbeitet. Connie hat nichts dagegen, bei Joey Fahrunterricht zu nehmen, eine anscheinend unschuldige Gelegenheit, aus dem Haus zu kommen (69). Doch bald verwickeln sich die beiden in ein Liebesverhältnis. Maggie wird Zeugin dieser Situation nach dem schon erwähnten Brand. Sie sieht Martinelli und ihre Mutter zusammen in dem Verwaltungswagen auf dem Baugelände. Connie gibt Joey einen Schlüssel. Doch ist es nicht ihr Hausschlüssel, wie Maggie annimmt, sondern der Autoschlüssel. Die Mutter kann darum der erschütterten Tochter bei der folgenden Auseinandersetzung in Wahrheit antworten, daß sie „jene Regeln nicht bricht, ... daß sie keine derartige Person ist“ (203).

Die Überwindung der Versuchung belohnt Connie mit einem tieferen Ver-

ständnis des Verhältnisses zu ihrem Mann. Sie hatte immer geglaubt, daß er „sie zum Heil führen würde“. Nun weiß sie, „daß sie diese Verantwortung hat, ja daran mit Liebe festhalten muß, so lange sie lebt“ (189). Das Erlebnis dieser Entwicklung ihrer Mutter mag der letzte Schritt sein, der Maggie zu sich selbst führt: Die innere Stimme, die sie nun hört, „ist ihre eigene“. Sie ist auf der Schwelle, als freie Person ihren eigenen Weg zu gehen.

Diese Befreiung, so scheint es, hat Anna Quindlen im Sinn der amerikanischen Frauenorganisation (N.O.W.: American Organization of Women) dazu geführt, das Glaubensgut und die „Regeln“ der Kirche zu verlassen. Sie nennt sich nur noch eine „Kulturkatholikin“², die „nicht weiß“, ob sie noch an die „Jungfrauengeburt, die Dreifaltigkeit und die Auferstehung“ glauben kann. Nur an den „Richtlinien, die von Glauben zu Glauben nicht voneinander abweichen“, will sie unbedingt festhalten: „Wir sollen gut zueinander sein, den Bedürftigen helfen, andere achten, so wie wir selbst geachtet werden möchten.“

Der Einfluß des Feminismus zeigt sich am deutlichsten in ihrer Ablehnung der katholischen Moraltheologie. Sie befürwortet Empfängnisverhütung, Abtreibung und Homosexualität. Trotzdem erzählt sie ihren Kindern die idyllischen Bibelgeschichten vom Sohn Gottes und seiner jungfräulichen Mutter Maria. Sie hat in der Kirche geheiratet und alle ihre Kinder taufen lassen. Aber sie will nur nach der „Religion ihres Herzens und nicht nach (den Vorschriften) der Hierarchie der römisch katholischen Kirche“ leben.

Es fällt auf, daß Anna Quindlens geistliche Entwicklung ein gewisses Ressentiment und eine Ablehnung traditioneller, „patriarchalischer“ Machtansprüche zeigt. Hat sie als Kind unter zu viel Autorität gelitten? Nach ihrer eigenen Aussage ist dies nicht der Fall, sondern sie bewunderte die Nonnen in ihren Schulen. Ihnen verdanke sie ihren reichen Wortschatz, Liebe zum Sport und vor allem die Erfahrung, daß „Frauen klug und tüchtig sind“ und ohne Männer auskommen können. Sie ist sogar davon überzeugt, daß diese Schwestern sie „zur Feministin machten. ... Denn sie waren intelligent, ... und schienen das Heft in der Hand zu haben“ (182). Aber trotz ihrer Emanzipation kann die Autorin sich nicht von „der Tradition“ trennen. Sie sei ihr „Rückhalt, die ... Kraft, die die Stücke hindert, wild ins Leere zu fliegen“ (271). Anna Quindlens Werk ist von diesem inneren Zwiespalt bestimmt, ohne daß die Autorin sich dessen selbst bewußt zu sein scheint.

Krankheit und Unglück

Nach den in den Massenmedien berichteten medizinischen Statistiken ist die als Aids bezeichnete Zerstörung des Immunsystems die epidemische Krankheit der Postmoderne. Da sie in den Vereinigten Staaten auch heute noch in den meisten

Fällen mit Homosexualität verbunden ist, ist sie auch ein politisches Kriterium, an dem sich die Geister scheiden.

Während viele „fundamentalistische“ Christen sie für eine gerechte Strafe Gottes halten, mit den Worten Quindlens, für eine Sünde „gegen Gott (und) gegen die Natur“, die die Schuldigen „zur Hölle verdammt“, versuchen liberale Amerikaner sie „politisch korrekt“ als eine Erscheinung zu behandeln, für die man niemanden verantwortlich machen darf. Homosexuelle, betont die Autorin, „sind wie wir. Sie sind wir“ (133).

Trotzdem sieht sie die Probleme der Eltern, ihre homosexuellen Kinder zu verstehen und zu lieben. Sie selbst erlebt diese Schwierigkeiten in der Behandlung eines Freundes ihrer Familie, der mit Aids angesteckt ist. Sie fühlt sich zwischen der Sorge um ihren ältesten Sohn, mit dem der Freund spielt und „herumtobt“ und den er so vielleicht anstecken könnte, und der Gewissenspflicht und „Scham“, den Freund menschlich und liebevoll zu behandeln, hin und her gerissen. Denn man kann der modernen Medizin nicht trauen. Sie versichere uns, daß „zufällige Körperberührung“ niemanden anstecke. Denn sonst wären viele Krankenschwestern und Ärzte krank. Dann stelle sich aber heraus, daß dieses „Sanitätspersonal“ sich in mehreren Fällen infiziert hat. Vielleicht wird das Syndrom sogar durch Mücken übertragen, sorgt sich die Autorin.

Trotz dieser Angst oder vielleicht gerade ihretwegen preist sie in einem späteren Artikel „Magic“ Johnson, einen berühmten Basketballspieler, der sich durch „ungeschützten Geschlechtsverkehr“ infiziert hat, als einen modernen Helden. Diese liebenswerte Sportfigur ist für sie ein Beispiel für all „die guten Menschen, die erkranken“³. Sie wendet sich gegen die Unterscheidung zwischen „unschuldigen“ und „schuldigen“ Opfern. Nicht „wie man sich ansteckt, sondern wie man andere ansteckt“ ist ihr ethisches Kriterium. Johnson ist ein Übermensch der Postmoderne, weil er trotz seiner tödlichen Krankheit nicht verzweifelt, sondern mit seinem gewinnenden Lächeln bei jeder Gelegenheit allen Amerikanern die hygienischen Vorzüge von „safe sex“, von „sicherem Sex“ empfiehlt.

Erschien Homosexualität zunächst als ein bedrückendes und verwirrendes Problem im Familienleben, mit dem die Betroffenen selbst fertig werden mußten, befürwortet Quindlen nun Gesellschaftskunde in den Schulen, die „zur Achtung für alle Familien, einschließlich derer, die von homosexuellen oder lesbischen Eltern betreut werden, ermutigt“ (28). In diesem Sinn fordert sie auch gesetzliche Anerkennung der „ehelichen“ Verbindung von Paaren gleichen Geschlechts, die bisher in den meisten der Staaten Nordamerikas unmöglich war. Somit scheint sie zu glauben, daß man die Grenzsituationen tödlicher Krankheit und persönlichen Mißgeschicks und Elends durch neue Gesetze und Vorschriften eibebnen kann. Aber in „Black and Blue“, ihrem bisher letzten Roman⁴, schwindet diese Hoffnung wieder.

Frannie ist mit Robert Benedetto (Bobby), einem New Yorker Polizeioffizier,

verheiratet. Von Anfang an hat der Beamte sie rücksichtslos zusammengeschlagen. Jahrelang hat Frannie seinen erneuten Liebeserklärungen und Zusicherungen, sich zu bessern, zu glauben versucht. Wegen ihres Sohnes Robert, der sehr an seinem Vater hängt, will sie ihre Ehe zusammenhalten. Aber die Prügel werden immer brutaler, so daß Frannie ihres Lebens nicht mehr sicher ist. Auch sorgt sie sich um die Entwicklung Roberts, dem sie ihre Verletzungen nicht mehr verheimlichen kann. „Über die Hälfte ihres Lebens ist vorbei, 38 Jahre, damit zugebracht, ihre Wunden zu behandeln, sie zu verbergen, aber nie zu heilen.“ Sie wollte nur eine „normale Frau, Ehefrau und Mutter“ sein. Nun will sie nur noch eine „normale Scheidung“ (39). Aber Bobby macht das unmöglich. Alle Polizisten halten zusammen und helfen ihrem „Bruder“ in jeder Lage.

So bleibt Frannie nichts anderes übrig, als sich auf die Hilfe Patty Bancrofts zu verlassen, die sich zur „öffentlichen Vertreterin, Stimme und Führerin“ mißhandelter Frauen gemacht hat (259). Patty verschafft Frannie und Robert Ausweispapiere mit neuen Namen und hilft ihnen zur Flucht nach Florida. Aber Bobby findet sie bald mit Hilfe seiner Kollegen, schlägt und würgt sie fast zu Tod und verschwindet mit seinem Sohn. Nach ihrer Ausheilung versucht Frannie verzweifelt, Robert wiederzufinden, nur um zu erfahren, daß das Gesetz, das sie nicht schützen konnte, ihr auch nicht helfen kann. Als Krankenschwester hat sie den Tod von drei Frauen erlebt, die von ihren Männern ermordet wurden, obwohl ein gerichtlicher „Einschränkungsbefehl“ diesen verboten hatte, in ihre Nähe zu kommen. Dieses Gesetz „ist ein schlechter Witz, nur gemacht, um gebrochen zu werden“ (78), so Frannies logischer Schluß.

Obwohl sie nicht mit Sicherheit weiß, ob sie nun geschieden ist, heiratet sie Mike, einen „geduldigen Mann“, der ihr hilft, Robert zu suchen. Aber selbst ein Privatdetektiv, den sie um Rat fragen, hält ihre Lage für aussichtslos. Kein Gesetz ist auf ihrer Seite. Es gibt nicht einmal einen offiziellen Namen für ihre gesetzliche Situation (353). Aber Frannie weiß, wie man sie nennen kann: „Es ist wie der Tod, außer daß sie damit weiterleben muß.“ Schuldgefühle, Zweifel an sich selbst und Verzweiflung überwältigen sie immer wieder. Wird Robert nun auch zu einem gewalttätigen Mann heranwachsen wie sein Vater? Haben ihn die Lügen Bobbys überzeugt, daß die eigene Mutter ihn an den Vater verraten hat?

Sie zerfällt in zwei Personen. Die eine arbeitet im Garten mit Grace Allen, ihrer kleinen Tochter mit Mike, ist freundlich zu ihrem Mann und „liebt ihr schönes kleines Leben“. Die andere Frannie dagegen zweifelt an sich selbst. Jeden Tag fragt sie sich, ob es recht war, ihren ersten Mann zu verlassen, und kann sich nur mit dem Gedanken an Grace Allen trösten. Denn „Kinder machen es unmöglich, die Vergangenheit zu bereuen. Sie sind ihre schönste Frucht. Manchmal die einzige.“

Töten und Sterben

Während Anna Quindlen Krankheit und persönliches Unglück der Postmoderne meist auf Frauen und Homosexuelle beschränkt, betrifft der Tod alle. Sie setzt sich mit dieser Grenzsituation in drei Stadien auseinander: am Anfang des Lebens, in seiner Fülle und schließlich an seinem Ende.

Im Jahr 1973 legalisierte der Oberste Gerichtshof in den USA die Abtreibung. Ab und zu verkünden die Massenmedien, daß die Zahl der jährlichen Abtreibungen jetzt bei etwa anderthalb Millionen liege und um eine gewisse Prozentzahl gegenüber dem vorigen Jahr abgenommen habe. Politiker für und gegen die Legalität dieses Verfahrens suchen seit langem Kapital daraus zu schlagen, und die ethischen Probleme und sozialen Folgen gehen oft in den Wogen dieses Kampfes unter. Aber Anfang der 70er Jahre gab es noch Autorinnen, die sich nicht mit der Abtreibung abfinden konnten. Joan Didion (geb. 1935) fragt sich in ihrem Roman „Play It as It Lays“ (1970, 1972), was mit dem „Gewebe“, dem „lebendigen toten Ding, wie man es auch nennt“, geschieht. Ihre Protagonistin Maria glaubt, daß das Seelenleben des Menschen auf den Augenblick der Empfängnis zurückgeht, und kann sich darum nach der Abtreibung ihres Kindes nicht mehr von einem tiefen Schuldgefühl befreien.

Anna Quindlen hingegen entschied sich schon als junge Frau für die Abtreibung, als sie in „die in eine kaputte Zukunft starrenden leeren Augen“ einer sie um Rat fragenden Studentin blickte, die schwanger war. Aber ihre Stellung bleibt zwiespältig. Als sie selbst ihr erstes Kind erwartet, glaubt sie nicht mehr, daß sie „einen kleinen Klumpen formlosen Protoplasmas in ihrem Inneren trägt“. Sondern sie hält ihn für „ein vollendetes winziges Menschenwesen, mit dem sie reden, zu dem sie singen und dem sie Versprechen machen konnte“ (210).

Doch ändert sie ihre Meinung wieder, wenn sie die Unreife und Lieblosigkeit der Studenten und Halbwüchsigen beobachtet und an das schlimme Schicksal ihrer ungewollten Kinder denkt. Diese Begründung der Abtreibung ist wohl von John Irving in seinem Roman „The Cider House Rules“ (1985) zuerst in die amerikanische Literatur eingeführt worden. Quindlen betont „die ungewöhnliche Qual, ja selbst den Haß, den (diese Kinder) erleiden mögen“ (211). Durch einen chirurgischen Eingriff vernichtet zu werden, scheint ihr besser zu sein, als ein unglückliches Leben zu führen.

Ein weiteres Argument der Autorin für die Abtreibung beruht auf ihrer Definition des Fötus als vormenschliche Einheit: „Im Kampf der Lebenden und der fast schon Lebenden müssen diese, wenn nötig, dem Willen jener nachgeben“. In einem späteren Artikel befürwortet sie sogar die medizinische „Forschung mit Fötusgewebe“⁴. Obwohl sie eine erschütternde Holocaustepisode in ihren letzten Roman einschließt, entgeht der Dichterin, wie sehr die Herabsetzung des Fötus zu „zweitrangigem Leben“ oder gar „Gewebe“, mit dem man experimentieren

darf, an die gesetzliche und gesellschaftliche Verfemung der „schwer erziehbaren“ Kinder, der Geisteskranken und dann der Juden im Dritten Reich erinnert.

Der 1990 verstorbene Arzt und Romandichter Walker Percy weist in „The Thanatos Syndrome“ (1987) auf diese Parallele hin und wiederholt diesen Gedanken in einem Brief vom Januar 1988 an den Redakteur der New York Times. In diesem Schreiben nennt er die Folgen, wenn man dem Vorschlag der Schrift des Juristen Karl Binding und des Professors der Psychiatrie Alfred Hoche entsprechend „die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (1920) verlangt. „Sobald diese Grenze überschritten ist“, betont Percy, „gesetzlich, medizinisch, gesellschaftlich – kann unschuldiges Menschenleben vernichtet werden aus allen möglichen Gründen. Es können die bewunderungswürdigsten sozial-ökonomischen, medizinischen oder gesellschaftlichen Gründe sein. Und man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, was weiter geschehen wird ... früher oder später.“ Trotz eines weiteren Mahnschreibens im Februar desselben Jahres, das ebenfalls nicht beantwortet wurde, hat die Zeitung den Brief nie veröffentlicht⁶.

Es ist vielleicht nur dem nicht nachlassenden Protest der sogenannten „pro-life“-Bewegung zu verdanken, daß die Entscheidung des Obersten Gerichtshofes noch nicht auf andere Gruppen „fast schon Lebender“ ausgedehnt worden ist wie in Hitlers Deutschland. So wären dann die Mitglieder der N.O.W. den von ihnen so sehr bekämpften „pro-lifers“ eigentlich zu Dank verpflichtet. Auch Anna Quindlen scheint sich ihrem Einfluß nicht ganz entziehen zu können. Denn in ihrem letzten Roman ist die Beendigung der Schwangerschaft wieder ein Erlebnis, das ihre Protagonistin Frannie, ähnlich wie Maria in Didions Buch, zutiefst betrübt und bedrückt. Frannie beendet ihre zweite Schwangerschaft, weil sie kein weiteres Kind von Bobby haben will, der sie grausam mißhandelt. Es wäre ein weiteres Hindernis auf der Flucht vor ihm. Zunächst rechtfertigt sie ihren Entschluß. Wäre das Kind ein Junge gewesen, hätte er sich doch nur wieder zu einem brutalen Mann entwickelt. Ein kleines Mädchen wäre nur wieder zu einer Frau herangewachsen, die unter der männlichen Grausamkeit leiden müßte.

Aber ein halbes Jahr später hat sie diese Gründe vergessen und denkt nur noch an das kleine Mädchen, das nie auf die Welt kam: „Es wäre nun sechs Monate alt. Es würde schon aufrecht sitzen (und) plappern. ... Es ist das schlimmste, was Bobby mir angetan hat, was ich mir selbst angetan habe wegen ihm.“ Selbst als sie wieder verheiratet ist, schmerzen die Erinnerungen an die beiden Kinder Bobbys, „eins, das er mir abgenommen hat und eins, das ich mir selbst abgenommen habe“⁷.

Trotz dieser Gefühle besteht Quindlen auf der „freien Wahl“ der Abtreibung. In einer anderen kritischen Frage jedoch entscheidet sie sich nach viel geringerem inneren Zwiespalt ein für allemal für das Leben. Es handelt sich um das immer häufiger diskutierte Problem der Todesstrafe: „Ich halte das Töten eines Menschen als Strafe für das Töten eines anderen Menschen für sinnlos und grundsätz-

lich unmoralisch.“ Aber wenn sie an einen berüchtigten Massenmörder denkt, der „Dutzende von jungen Frauen“ grausam ermordet hat, kommen ihr doch Zweifel. Ihr Gefühl verlangt den Tod des jungen Mannes. Ihr Verstand spricht dagegen. Denn sie fragt sich immer noch, welchen Sinn die Todesstrafe hat. Hält sie andere von dem Verbrechen ab? Ist sie ein Racheakt, der die Angehörigen der Opfer befriedigt? Ist der Tod auf dem elektrischen Stuhl oder durch Injektion mit der Qual der Eltern zu vergleichen, deren Kind ermordet wurde? Wir können die Untat des Verbrechers nie rächen oder ausmerzen, ohne selbst auf seine Stufe herabzusinken. Darum besteht Anna Quindlen auf ihrer Ablehnung:

„Die Todesstrafe ist ungerecht, nicht nur, weil sie uns auf die Stufe der Mörder herunterzieht, sondern weil sie nicht das ist als was sie erscheint“, nämlich eine Linderung des Traumas der Angehörigen, Vergeltung oder eben eine gerechte Strafe. Diese ist uns einfach „nicht möglich“. ⁸

Eine weniger eindeutige Stellung nimmt sie zunächst gegenüber der Frage des Militärs ein. Sie scheint zu vergessen, daß diese Einrichtung im Anfang der Frauenbewegung als ein typisch männliches Übel galt, das zu Krieg und Massenmord führt, unser Überleben und Fortleben fraglich macht und darum in der besseren Welt der Frau keine Daseinsberechtigung haben durfte. Quindlen sieht das Militär zunächst als eine soziale Institution und verlangt, daß Frauen und Homosexuelle als amerikanische Bürger voll berechtigt sind, aus ihren Vorteilen Nutzen zu ziehen. Da Beförderung weitgehend auf Kampferfahrung beruht, muß auch Frauen diese Gelegenheit geboten werden. Eine offizielle Benachteiligung von Frauen und Homosexuellen führe nur dazu, daß die anderen Soldaten sie für zweitrangige Bürger hielten und dementsprechend behandelten⁹. Quindlen hält sich hier ganz an das Programm der N.O.W., das die Schwierigkeiten des täglichen Lebens beim Militär, ganz abgesehen von den Situationen des Einsatzes, kaum in Betracht zieht ¹⁰.

Erst als der Krieg im Persischen Golf Quindlen daran erinnert, daß die eigentliche Bestimmung des Militärs das Töten und das Sterben ist, besinnt sie sich auf den Pazifismus der Frauenbewegung. Der Tod der gefallenen Frauen und Mütter bedrückt sie und sie greift auf das alte aristotelische „Denkschema“ des ausgeschlossenen Dritten zurück, das sie bisher für „nutzlos“ und längst überwunden hielt: „Entweder bist du Soldat oder Mutter.“ Man kann nicht zur gleichen Zeit beides sein. Sie muß zugeben, daß der Grundsatz des Feminismus, daß Frauen zu jedem Beruf berechtigt sind, nun als ein „dünnes Argument“ erscheint. Wie können Feministinnen, die „zugleich Pazifisten“ sind, dafür „kämpfen, daß Frauen das Recht haben, frei zu wählen, was wir verabscheuten?“

Fast beschämt, so scheint es, kehrt sie zu dem Anliegen der ursprünglichen Frauenbewegung zurück. Das weibliche Gefühl, das „brutale Aggression als die einfachste Lösungsmöglichkeit“ ablehnt, soll uns wieder leiten. „Miteinander zu reden“ würde dann nicht mehr als „schwach und feige gelten. Und die Weltpoli-

tik wäre weniger ein Beweis männlicher Überlegenheit als eine Sache der Koexistenz“¹¹.

Aber selbst in einer Welt, in der wir nach diesen Grundsätzen leben, gibt es immer noch das Problem des Sterbens. Die moderne Medizin kann das Leben vieler Individuen verlängern und ihr Sterben erleichtern, steht aber oft dem Elend des langsamen Dahinsiechens machtlos gegenüber. Sie mag sogar durch ihre komplizierten Behandlungen diese Situation verschlimmern. In ihrem zweiten Roman, „The One True Thing“¹², behandelt Quindlen diese Frage.

Professor Georg Gulden lehrt englische Literatur an einer kleinen Universität im Nordosten der Vereinigten Staaten. Er hat zwei Söhne und eine Tochter Ellen, die ihm besonders nahesteht, da sie ähnliche literarische Interessen zu haben scheint wie er selbst. Seine Frau Kate, „eine vom Glauben abgefallene Katholikin – oder vielleicht doch nicht so abgefallen in ihrem Herzen“ (27), erfüllt mit innerer Zufriedenheit die traditionellen Aufgaben einer idealen Frau und Mutter („Kinder, Küche, Kirche“). Sie versorgt ihre Kinder und kocht gute Mahlzeiten, aber sie ersetzt die dritte Pflicht, den Kirchgang, durch geschickte kunstgewerbliche Bastellei, die im Schmücken von Haus und Garten in der Weihnachtszeit ihren Höhepunkt findet.

Diese Idylle wird jäh unterbrochen, als Kate an Krebs erkrankt. Ihr Zustand verschlimmert sich so sehr, daß Ellen auf Bitten des Vaters ihre gute Stelle an einer Zeitschrift in New York verlassen muß, um die Mutter zu pflegen. Es fällt ihr zunächst sehr schwer, den Haushalt zu führen und bei der Mutter zu wachen. Erst allmählich erkennt sie, daß Kate in keiner Weise weniger geistig interessiert und rege ist als der Professor, und nur aus Liebe zu ihm und ihren Kindern eine dienende Marta geworden ist. Ellen erfährt von ihr: „Es ist so viel leichter, lieben zu lernen was du hast, statt dich immer danach zu sehnen was dir fehlt, oder was du glaubst, das dir fehlt. Es gibt dir einen tieferen Frieden“ (227).

Nach wenigen Monaten hat sich Kates Zustand so sehr verschlechtert, daß ihre Schmerzen nur noch durch große Dosen von Morphinum gelindert werden können. Abgemagert und hilflos liegt sie auf ihrem Krankenbett und bittet Ellen und bei anderer Gelegenheit ihren Mann Georg, ihr zu „helfen“. Beide wissen, was sie meint. Die Tochter scheint sich aber weiter auf die visitierende Krankenschwester zu verlassen, das Leiden der Mutter erträglich zu machen und kann den Wunsch der Mutter nicht erfüllen.

Einige Tage später stirbt Kate. Die Autopsie entdeckt eine tödliche Dosis von Morphinum. Der Verdacht fällt auf Ellen, die verhaftet wird. Sie selbst hält ihren Vater für schuldig, der bei einer Gelegenheit die Mutter mit Pudding fütterte, dem das Gift beigemischt sein konnte. Die Geschworenen sprechen Ellen frei, offenbar nicht, weil sie sie für unschuldig halten, sondern, weil sie sich in ihre Lage einfühlen können und die Euthanasie schweigend gutheißen.

Viele Jahre später stellt sich heraus, daß weder die Tochter noch der Mann den

Tod verursachte, sondern Kate selbst. Aber das Problem der Euthanasie ist damit nicht gelöst. Quindlen nimmt es nicht auf die leichte Schulter. Ihre Heldin Ellen, die nach dem Tod der Mutter Medizin studiert und dann Psychiatrie praktiziert, lehnt entschieden jede von Laien oder Ärzten organisierte Euthanasiebewegung ab (368). Obwohl sie anfangs zugibt, daß sie „wünschte“, sie hätte ihre Mutter in ihrer unmenschlichen Lage getötet (13), konnte sie es nicht über sich bringen und will offenbar nichts mit einer politischen „Ermächtigung“ auf diesem Gebiet zu tun haben. Vielleicht darf man ihren preisgekrönten Jugendaufsatz über Euthanasie ernster nehmen, als sie selbst es tut. Er enthält das Wort der Kirche über „außerordentliche Mittel“.

„Es ist empörend“, schreibt sie, daß todkranke, fürchterlich leidende Menschen gegen ihren Willen mit „außerordentlichen Mitteln am Leben erhalten werden. Was sind die Fütterschläuche und Atemapparate anders als eine Übernahme der Rolle Gottes durch Menschen?“ Sie hält die „künstliche Erhaltung des Lebens von Menschen, für die es besser wäre, zu sterben als weiterzuleben, (für) äußerste Grausamkeit“ (300f.).

Schlußbetrachtung

Wenn wir in diesem Rahmen das Werk und Wirken Anna Quindlens abwägen, kommen wir zu folgendem Ergebnis: Die Autorin kann ihre Lebensphilosophie, so scheint es, trotz ihrer „Ermächtigung“ im Sinn der extremen amerikanischen Frauenbewegung nicht von den religiösen Prinzipien ihrer Jugend befreien. In den Fragen der Todesstrafe, des Krieges und mit gewissen Einschränkungen selbst in der Frage der Euthanasie denkt und „fühlt“ sie wie die Kirche. Aber sie unterstützt ohne Vorbehalte die Stellung der N.O.W. zur Homosexualität und zum Problem der Abtreibung, deren Unmenschlichkeit sie gleichwohl trotz aller Rechtfertigungsversuche immer wieder beunruhigt und verunsichert.

Nur zwei Grundzüge scheinen ihr Denken zu bestimmen. Einmal sind es die Jugendeindrücke katholischer Frömmigkeit, zum anderen ist es der Pragmatismus der heutigen amerikanischen Frauenbewegung. Es fällt auf, daß die Gedanken des religiös ausgerichteten Existentialismus ihr völlig fremd sind. Nicht einmal das Werk von Simone Weil scheint ihr bekannt zu sein, das Mary Gordon, die jetzt ebenfalls den Feminismus unterstützt, noch sehr schätzte. Anna Quindlen erwähnt die jüdische Philosophin in keinem ihrer Aufsätze und Romane. Auch fehlen in „How Reading Changed my Life“ (1998), einer kleinen Schrift, in der sie die Bücher aufführt, die für sie wichtig sind, die Werke von Kierkegaard, Camus, Bernanos, Kafka, Buber und Musil, die alle schon lange auf Englisch erschienen sind.

So ist sie allein mit ihren Zweifeln und ihrer Unruhe. Ihr „Verstand stellt die

Lehren der Kirche in Frage, und doch liest (sie) das Weihnachtsevangelium in der Kirche und fühlt die Macht der Botschaft in (ihrem) Herzen“. Trotz ihrer Emanzipation sagt sie am Ende eines ihrer Bücher: „Tradition ist die Hauptstütze meines Lebens. ... Ich brauche ewige Wahrheiten – denn sonst, so fürchte ich, gibt es überhaupt keine Wahrheiten.“¹³

ANMERKUNGEN

¹ (New York 1991) Seitenzahlen im Text; dt.: Lebenslinien (München 1996).

² Living out Loud (New York 1988) 178 (1. Sammlung von Artikeln in The New York Times); weitere Seitenzahlen im Text.

³ Thinking out Loud (New York 1993) 61 (2. Sammlung von Artikeln in The New York Times); weitere Seitenzahlen im Text.

⁴ (New York 1998) Seitenzahlen im Text; dt.: Kein Blick zurück (München 1998).

⁵ Thinking out Loud (A. 3) 253.

⁶ Walker Percy: Signposts in a Strange Land, hg. v. P. H. Samway (New York, 1991) 350f.; vgl. auch R. Stelzmann, Das Jahrhundert des Todes u. der Lebensangst. Walker Percys „The Thanatos Syndrome“ u. Mary Gordons „Temporary Shelter“, in dieser Zs. 205 (1987) 817–828.

⁷ Black and Blue (A. 4) 326 f., 355.

⁸ Ebd.

⁹ Thinking out Loud (A. 3) 30–32.

¹⁰ So entgeht den Vertretern des Feminismus auch die eigenartige Komik eines jüngst in den Medien berichteten Vorfalls: Eine „Generälin“ wird wegen der hohen Auszeichnungen, die ihr verliehen worden sind, gepriesen. Im nächsten Abschnitt aber erfährt man, daß sie sich gerichtlich darüber beklagt hat, daß ein General sie „sexuell belästigt“ habe. Man muß an ein kleines Mädchen denken, das der Lehrerin „meldet“, daß ein böser Junge ihr eine obszöne Bemerkung ins Ohr geflüstert hat.

¹¹ Thinking out Loud (A. 3) 283 f.

¹² (New York 1994) Seitenzahlen im Text; dt.: Die Seele des Ganzen (München 1995).

¹³ Living out Loud (A. 2) 271, 273 f.